



Frank-Walter Steinmeier

„Ein ambivalenter Tag, ein heller und ein dunkler Tag“

Veranstaltung „1918 – 1938 – 1989: Gedenken zum 9. November“
in Schloss Bellevue am 9. November 2021



Der Bundespräsident

Frank-Walter Steinmeier

„Ein ambivalenter Tag, ein heller und ein dunkler Tag“

Veranstaltung „1918 – 1938 – 1989: Gedenken zum 9. November“
in Schloss Bellevue am 9. November 2021



Der Bundespräsident

„Ein ambivalenter Tag, ein heller und ein dunkler Tag“

Rede von Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier

„Ich weiß bestimmt, ich werd' dich wiedersehen.“ Ja, genau so ist es geschehen für Roland Jahn und seine Familie in der DDR und für so viele andere Deutsche aus Ost und West, die sich in der Nacht vom 9. November 1989 und in den Tagen und Wochen danach übergücklich in die Arme fielen.

Aber so ist es nicht geschehen für Margot Friedländer, die ihre Liebsten niemals wiedersah. Ihre Mutter, ihren Vater, ihren Bruder – sie alle hat Margot Friedländer in den Vernichtungslagern verloren.

Es ist auch nicht so geschehen für Adolf Strauss, den Komponisten des eben gehörten Liedes. Er hat es 1943 im Konzentrationslager Theresienstadt geschrieben. Wenige Monate später wurde er in Auschwitz ermordet.

Frau Bundeskanzlerin, Frau Bundestagspräsidentin, Herr Bundesratspräsident, Herr Präsident des Bundesverfassungsgerichts! Verehrter Präsident des Europäischen Rates, lieber Charles Michel! Verehrte Abgeordnete und Vertreter der Religionsgemeinschaften! Sehr geehrte Gäste, liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger an den Bildschirmen! Ich begrüße Sie herzlich im Schloss Bellevue an diesem besonderen Tag, dem 9. November.

1918, 1938, 1989: Unsere Gäste haben heute Vormittag drei sehr persönliche, sehr bewegende Schlaglichter geworfen, und ich möchte ihnen dafür danken. Emilia Fester, der jüngsten Abgeordneten des Deutschen Bundestages, die Philipp Scheidemanns Stimme neu hat erklingen lassen. Roland Jahn, den wir erst kürzlich als Bundesbeauftragten für die Stasi-Unterlagen verabschiedet haben. Und Margot Friedländer, die vor wenigen Tagen ihren einhundertsten

Geburtstag gefeiert hat; wir sind unendlich dankbar, sie unter uns zu haben, und das nicht nur an diesem Tag. Liebe Margot Friedländer, Sie sind ein Segen für unser Land!

1918, 1938, 1989: Der 9. November hat tiefe Spuren hinterlassen auf dem verschlungenen Pfad des 20. Jahrhunderts. Ihre Beiträge haben uns eine Ahnung davon gegeben – und auch von der inneren Verbindung zwischen diesen Daten, von der politischen Sogwirkung des 9. November, die er seit 1918 entfaltet hat. Nicht ohne Grund wählten die Nationalsozialisten den Jahrestag der Ausrufung der Republik, um ihren ersten großen Angriff auf die ihnen so verhasste Demokratie zu starten – den sogenannten Hitler-Putsch vom 9. November 1923.

Und so, wie der 9. November lange Schatten wirft, so hat auch er selbst eine lange Vorgeschichte. Wir können den 9. November im 20. Jahrhundert nicht verstehen ohne einen tieferen Blick zurück – einen Blick auf die Wurzeln der Freiheits- und Demokratiebewegung im 19. Jahrhundert und auf ihre Gegenkräfte, auf Restauration, Antiliberalismus und Großmannssucht. 1848 fiel diesen Gegenkräften der Paulskirchen-Demokrat Robert Blum zum Opfer, standrechtlich erschossen an einem weiteren 9. November, der heute zumindest erwähnt sein soll.

Von diesen historischen Wurzeln, von den Vorboten der Freiheit und Demokratie haben wir heute auch gehört, und zwar in Form von Kunstliedern des 19. Jahrhunderts, die ein wahrer Kulturschatz unseres Landes sind. Ich danke Benjamin Appl und Wolfram Rieger für ihre wunderbare Darbietung und Almut Lustig für die Untermalung am Schlagwerk.

Was also ist uns Deutschen dieser Tag, dieser 9. November? Was kann, was soll er uns bedeuten?

Der 9. November ist gewiss kein Feier-Tag, kein Tag für Feuerwerke und Militärparaden, so wie unsere Freunde in Amerika am 4. Juli oder unsere Nachbarn in Frankreich am 14. Juli ihr Land feiern. Er ist auch nicht ein Gedenk-Tag in dem



Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier bei der Veranstaltung „1918 – 1938 – 1989: Gedenken zum 9. November“

Sinne, dass wir uns mit ernster Miene zusammenfinden zu einem eingeübten und manchmal etwas starren Ritual.

Der 9. November ist, wie ich finde, auch kein „Schicksalstag“, so gern dieser Begriff auch Jahr um Jahr bemüht wird. Schicksal, das klingt nach Vorsehung, nach höherer Gewalt. Nein, am 9. November waren immer menschliche Kräfte am Werk. Kräfte des Fortschritts – und der Barbarei. Kräfte der Befreiung – und des Unrechts. Und gerade, weil es um menschliches Handeln geht, um das, was Deutsche getan haben und was wir daraus lernen für unser Handeln, gerade deshalb ist der 9. November ein bedeutsamer Tag.



Programm mit Kunstliedern, vorgetragen von Benjamin Appl, am Klavier begleitet von Wolfram Rieger

Warum aber spielt ein Tag von diesem Gewicht bislang nur eine untergeordnete Rolle in unserem öffentlichen Gedenken? Vielleicht schien es lange schlicht unmöglich, dem 9. November gerecht zu werden. Gerade weil er so viel bedeutet. Gerade weil er uns verunsichert. Dem 9. November auszuweichen, mag verständlich sein. Doch wir sollten uns ihm stellen – mit all seinen Widersprüchen.

Der 9. November ist ein ambivalenter Tag, ein heller und ein dunkler Tag. Er macht uns Herzklopfen und treibt uns Tränen in die Augen. Er lässt uns hoffen auf das Gute, das in unserem Land steckt, und er lässt uns verzweifeln im Angesicht seiner Abgründe. Vielleicht ist der 9. November gerade deshalb ein

sehr deutscher Tag; ein Tag, der wie kaum ein anderer Auskunft gibt über unser Land. In meinen Augen ist der 9. November der deutsche Tag schlechthin.

Die Ambivalenz, die Zerrissenheit, die Freude und das Leiden an Deutschland hat wohl kein Meister der deutschen Sprache in so zeitlose Worte gefasst wie Heinrich Heine, der große deutsche jüdische Dichter. Seine Worte, vertont von Robert Schumann, haben wir heute Vormittag zuallererst gehört:

„Die alten, bösen Lieder, / Die Träume, bös' und arg, / Die lasst uns jetzt begraben, / Holt einen großen Sarg. [...]

Wisst ihr, warum der Sarg wohl / So groß und schwer mag sein? / Ich senkt' auch meine Liebe / Und meinen Schmerz hinein.“

Bis heute steckt in diesem Bild eine Versuchung: ein großer Sarg für das Vergangene, für Liebe und für Leiden, tief versenkt ins Meer des Vergessens. Das ist eine gefährliche Versuchung.

Warum? Auf meinen Reisen als Präsident und vorher als Außenminister dieses Landes bin ich immer wieder mit dem Blick der anderen auf uns Deutsche konfrontiert. Nicht selten begegnet mir da ein bestimmtes Bild von uns, ein Klischee vielleicht: Die Deutschen seien verschlossen und distanziert, gerade wenn es um ihr Verhältnis zum eigenen Land geht. Sie seien steif, humorlos natürlich und irgendwie emotionsarm.

Ich glaube, das Bild ist falsch. Ich glaube: Wir Deutsche haben viele Gedanken und Gefühle, wenn es um unser Land geht. Wir wissen nur oft nicht, wohin damit.

Der 9. November rückt diese Schwierigkeit ins Brennglas eines einzigen Tages: Was kann, was darf ein Tag uns bedeuten, an dem Freude und Leid, Aufbruch und Abgrund so jäh aufeinandertreffen? Welchen Sinn kann solch ein Tag stiften, ein Tag, der, wie Heribert Prantl geschrieben hat, nicht nur im Licht, sondern auch im Zwielficht steht? Ich bin überzeugt: Gerade in seiner Ambivalenz ist der 9. November ein Tag, der uns viel zu sagen hat.

1938 erinnert uns an das Menschheitsverbrechen der Shoah, an sechs Millionen ermordete Jüdinnen und Juden. Dieser Tag erinnert uns an ein Mädchen wie Margot Friedländer, das beschimpft und bedroht wurde, an ganze Familien, die erst ausgegrenzt, dann entrechtet, verfolgt und schließlich ermordet wurden. Und er erinnert uns an Millionen Deutsche, die mit-taten oder mit-wussten, die wegschauten oder denunzierten.

1938 mahnt uns zu Wachsamkeit und Zivilcourage. 1938 mahnt uns, aufzusteigen gegen Antisemitismus, gegen Hass und Hetze, wo immer sie sich heute zeigen. Die Erinnerung an die Shoah ist durch nichts zu relativieren, und unsere Verantwortung kennt keinen Schlusstrich!

1918 und 1989 erinnern uns, dass Freiheit und Demokratie nicht vom Himmel fielen und niemals auf ewig gesichert sind. 1918 und 1989 zeigen uns den ungeheuren Mut von Demokratinnen und Demokraten, einen Mut, an dem wir uns ein Beispiel nehmen können.

Gerade weil der 9. November für all das steht, gerade weil er keine Eindeutigkeit und keine Gewissheit gibt, sagt er viel über unser Land. Deutschland, wie es heute ist, kann man nicht verstehen ohne die Schatten des Nationalsozialismus, des Vernichtungskrieges und der Shoah. Aber: Die Liebe zur Freiheit und der Mut zur Demokratie, auch sie sind tief verwurzelt in unserer Geschichte. Auch aus diesen Wurzeln konnte die Bundesrepublik nach 1945 wachsen und gedeihen.

Diese Ambivalenz auszuhalten, Licht und Schatten, Freude und Trauer im Herzen zu tragen, das gehört dazu, wenn man Deutscher ist. Das ist der Auftrag des 9. November. Und vielleicht ist es auch genau das, was unseren Patriotismus ausmacht: Wir können unser Land nur mit seinen Widersprüchen lieben – aber wir können es lieben. Wir können stolz sein auf die Wurzeln von Freiheit und Demokratie – ohne den Blick auf den Abgrund der Shoah zu verdrängen. Und: Wir können uns der Abgründe bewusst sein, wir können wachsam sein vor neuen Abgründen – ohne uns die Freude über das zu versagen, was geglückt ist in unserem Land.

Beides anzunehmen – Scham und Trauer über die Opfer und Respekt und Wertschätzung für die Wegbereiter unserer Demokratie –, darum muss es gehen. Das ist der Kern eines aufgeklärten Patriotismus. Statt Posaunen und Trompeten ein Patriotismus der leisen Töne. Statt Triumph und Selbstgewissheit ein Patriotismus mit gemischten Gefühlen.

So ein Patriotismus ist gewiss ein anderer, als andere Nationen ihn pflegen. Manche mögen darin eine Schwäche sehen. Ich persönlich bedaure das nicht. Der 9. November, dieser „deutsche Tag“, ist ein widersprüchlicher, aber ein besonders wertvoller Tag. Ich wünsche mir, dass wir ihn als solchen begehen, dass wir ihn näher an uns heranlassen, als Tag zum Nachdenken über unser Land.

Wenn uns das gelingt, dann dürfen wir heute miteinander jene Hoffnung erneuern und bekräftigen, die Philipp Scheidemann am 9. November 1918 vom Reichstag ausgerufen hat: Es lebe die deutsche Republik! Es lebe die deutsche Demokratie!



Die Spitzen der Verfassungsorgane und der Präsident des Europäischen Rates, Charles Michel, nahmen an der Veranstaltung teil. Im Bild: Bundestagspräsidentin Bärbel Bas (l.), Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier (3. v. l.) und Bundeskanzlerin Angela Merkel (5. v. l.)

„Es lebe die deutsche Republik!“

Rede von Emilia Fester, jüngste Abgeordnete im
20. Deutschen Bundestag, zum 9. November 1918

Am 9. November 1918, einem Sonnabend, zogen in Berlin Hunderttausende auf die Straßen. Nach vier Jahren Krieg und Tod, Hunger und Zensur waren Frieden und Freiheit zum Greifen nah. Die Menschen zogen vor allem zum Reichstagsgebäude, zur Volksvertretung. Sie setzten ihre Hoffnung in die Demokratie.

Seit einigen Wochen bin ich selbst gewählt als Volksvertreterin, als jüngste Abgeordnete des Deutschen Bundestages. Ich arbeite heute dort, wo vor einhundert Jahren Deutschland zur Republik wurde, und nie war unser Bundestag so vielfältig und so jung wie heute. Ein neuer Geist geht um im Parlament. Es ist der Geist der Jugend, der Zukunft, der Erneuerung – und das hat seinen Grund.

Unser Land ist reich, doch zu viele Menschen, die in ihm leben, sind arm. Zu viele leben auf zu kleinem Raum und müssen hart dafür schufteln, dass ihre Kinder auf die nächste Klassenfahrt mitfahren können. In Deutschland besitzen 45 Superreiche genauso viel wie die ärmere Hälfte unserer Gesellschaft, fünfzig Prozent der Bevölkerung.

Und die Klimakrise zieht an: immense Stürme, wachsende Wüsten, ein Anstieg des Meeresspiegels. Jeden Tag sterben auf unserem Planeten 130 Tier- und Pflanzenarten aus. Unsere Welt ist jetzt schon 1,1 Grad wärmer geworden. Menschen müssen ihr Zuhause verlassen. Im schlimmsten Fall sterben sie dabei an der tödlichsten Grenze der Welt: im Mittelmeer.

Aber diese Welt muss nicht so bleiben. Die Probleme sind politisch lösbar; nur ein „Weiter so!“ reicht eben nicht. Wir müssen jetzt schneller werden, Kehrtwenden wagen, mehr in den Dialog gehen, wertschätzen und, ja, auch umkrempeln. Für eine bessere Zukunft!

Die vielen Krisen unserer Zeit drängen junge Menschen auf die Straßen und nun auch in die Parlamente – mit der Hoffnung und dem Willen, endlich auch etwas zu verändern, endlich mitzuentcheiden, was uns betrifft.

1918 waren freie Meinungsäußerung, das Wahlrecht für Frauen und eine demokratische Regierung ohne König oder Kaiser revolutionär. Aber unser Kampf für Freiheit, Demokratie, Gleichheit und Mitgestaltungsrechte für alle ist noch lange nicht vorbei. Freie Wahlen müssen für alle möglich sein, politische Prozesse für alle verständlich. Demokratie zu verteidigen, heißt heute auch, unseren Parlamentarismus abzustauben. Jetzt müssen wir gemeinsam neues Vertrauen wecken. Vertrauen in unsere Demokratie und in die Leistungsfähigkeit des Parlaments – und in uns als Gesellschaft. Meine Generation braucht das. Ich glaube, wir alle brauchen das.

Es ist an uns, am heutigen Geburtstag unserer parlamentarischen Demokratie nicht stehen zu bleiben bei einem „Herzlichen Glückwunsch, altes Haus!“. Es ist jetzt an uns, den Aufbruch von 1918 mitzunehmen in unsere Zeit – für eine Zukunft für alle.

Am 9. November 1918 trat Philipp Scheidemann um 14 Uhr auf einen Balkon des Reichstags. Seine Worte klingen zu uns wie aus einer fernen Zeit, aber ihr Vertrauen in die Demokratie ermutigt uns bis heute.

„Das deutsche Volk hat auf ganzer Linie gesiegt. Das Alte, Morsche ist zusammengebrochen, der Militarismus ist erledigt. Die Hohenzollern haben abgedankt. Es lebe die deutsche Republik! Der Abgeordnete Ebert ist zum Reichskanzler ausgerufen worden. Ebert ist damit beauftragt worden, eine neue Regierung zusammenzustellen. Dieser Regierung werden alle sozialistischen Parteien angehören. Jetzt besteht unsere Aufgabe darin, diesen glänzenden Sieg, diesen vollen Sieg des deutschen Volkes nicht beschmutzen zu lassen, und deshalb bitte ich Sie: Sorgen Sie dafür, dass keine Störung der Sicherheit eintrete. Wir müssen stolz sein können in alle Zukunft auf diesen Tag. Nichts darf existieren, das man uns später wird vorwerfen können. Ruhe, Ordnung und Sicherheit – das ist das, was wir jetzt brauchen. Dem Oberkommandieren-



Emilia Fester zur Ausrufung der Republik durch Philipp Scheidemann am 9. November 1918

den in den Marken [...] und dem Kriegsminister Scheuch werden je ein Beauftragter beigegeben. Der Abgeordnete Genosse Göhre wird alle Verordnungen des Kriegsministers Scheuch gegenzeichnen. Also: Es gilt von jetzt ab, die Verfügungen, die unterzeichnet sind von Ebert, und die Kundmachungen, die gezeichnet sind mit den Namen Göhre und Scheuch, zu respektieren. Sorgen Sie dafür, dass die neue deutsche Republik, die wir errichten werden, nicht durch irgendetwas gefährdet werde. Es lebe die deutsche Republik!“



Margot Friedländer, die den 9. November 1938 in Berlin erlebte

„Der Anfang von viel Schlimmerem“

Rede von Margot Friedländer, Holocaust-Überlebende und Zeitzeugin, zum 9. November 1938

Vor ein paar Tagen hatte ich Geburtstag. 1938 haben wir Geburtstage nicht mehr gefeiert; er war fast wie der Tag zuvor, ein Arbeitstag.

Auch der heutige Morgen, der 10. November 1938, begann wie immer. Als ich aufstand, habe ich schnell am Fenster nach dem Wetter gesehen, das mir grau vorkam, natürlich, ein Novembertag. Ein schnelles „Auf Wiedersehen“ zu meiner Mutter. Mein Bruder war gerade aufgestanden, er ging noch zur Schule, die später anfing, in die Mittelschule der Jüdischen Gemeinde in der Großen Hamburger Straße. Für meinen Bruder wird dieses Wochenende bedeutsam sein, er wird am Samstag seine Bar Mitzwa haben. Eigentlich sollte sie im August sein. Zu der Zeit hatte er eine schwere Gesichtsnuralgie, so musste sie verschoben werden. Wir freuten uns auf diesen Tag.

Mein Bruder war ein sehr sensibler Mensch, dem die Zerrüttung unserer Familie sowie die Ereignisse, die täglich bedrohlicher wurden, sein junges Leben tief belasteten. Wir wohnten zu der Zeit in der Pension Mandowsky am Ludwigkirchplatz. Die Ehe meiner Eltern war ein Jahr vorher geschieden worden. Meine Mutter wollte zu der Zeit keine Entscheidung treffen, eine neue Wohnung zu beziehen. Auswanderung war in allen jüdischen Familien das Gespräch. Hitler wurde umjubelt; die Stimmung in jüdischen Kreisen war mehr als gedrückt. Viele, die das Glück hatten, Deutschland verlassen zu können, waren schon emigriert.

Ich verließ die Pension, in der vor allem ältere jüdische Witwen oder Witwer wohnten. Es gab auch einige ältere Ehepaare, für die es in der Pension leichter war, als einen eigenständigen Haushalt zu führen. Auch gab es einige, die auf ihre Ausreisepapiere warteten.

Ich war an diesem Morgen auf dem Weg zu Rosa Lang Nathanson, einem kleinen Salon in der Kalkreuthstraße, wo ich in der Lehre war, um die Schneiderei zu lernen. Noch in unserer Straße fiel mir nach kurzer Zeit die ungewohnte Leere der Straße auf. Um diese Zeit gingen eigentlich viele Leute zur Arbeit. Mein Blick war nach unten gerichtet, denn so ging man zu dieser Zeit. Man wollte nicht auffallen, keinen Augenkontakt mit Menschen haben, die einem entgegenkamen.

Warum fühlte ich mich so unbehaglich? Ich gab meinen Gefühlen nicht nach, sondern lief schnell weiter, um pünktlich im Salon zu sein. Doch in diesem Moment fiel mir auf, dass in der Straße eigentlich nur Männer mit den verhassten braunen Uniformen herumstanden. Was taten sie? Sie standen in kleinen Gruppen. Ich fühlte, dass die Luft anders war als sonst. Meistens ist die Luft im November frisch und rein. Ein komischer stickiger und schwerer Geruch war in der Luft.

In dem Moment sah ich, dass ein Geschäft, das mir vorher nicht aufgefallen war, zerbrochene Fensterscheiben hatte. Und schon sah ich ein zweites, auch vor dem standen sie in kleinen Gruppen. Auf der Straße sah ich nicht nur Fensterglas liegen, sondern auch Waren aus dem Geschäft, Dekorationen, Kisten mit geöffneten Deckeln und heraushängender Ware, um die sich die Menschen, die sich angesammelt hatten, rissen, um so viel wie möglich an sich zu nehmen, so viel sie tragen konnten, was immer das Geschäft angeboten hatte. Jetzt lag es auf der Straße, und jeder konnte sich bedienen, während die Braunen vernügte zusahen.

In Panik erkannte ich jetzt, dass es den Geschäften auf der anderen Seite der Uhlandstraße genauso ergangen war. Ich hörte Knirschen unter meinen Schuhen. Ich war auf Glas getreten. Das Glas der jüdischen Geschäfte, die es nicht mehr gab.

Ich weiß nicht, wie lange ich gebraucht habe, um umzukehren. Der kalte Schweiß rann mir den Rücken herunter. Mein Gesicht war nass. Ich weiß nicht, habe ich geweint oder war es auch kalter Schweiß?



Bundespräsident und Zeitzeugin: Wenige Tage vor der Veranstaltung feierte Margot Friedländer ihren 100. Geburtstag.

Als ich die Pension erreichte, waren sicher nicht mehr als zwanzig Minuten vergangen, seitdem ich sie verlassen hatte. Als ich losgegangen war, war alles noch still gewesen. Keiner der Gäste war zu sehen gewesen. Bei meiner Rückkehr waren alle auf den Beinen, standen in kleinen Gruppen in der Halle und im kleinen Speisezimmer beieinander, flüsternd, in tiefer Bestürzung.

Meine Mutter stand mit meinem Bruder an ihrer Seite in der Halle neben der Eingangstür, um mich wortlos in ihre Arme zu schließen. In ihren Augen und denen meines Bruders sah ich Angst und Verzweiflung. Kein Wort wurde gewechselt, die Augen sprachen Bände. Was wussten die Bewohner, was ich nicht wusste? Wie war es möglich gewesen, dass ohne Radio, Telefon oder Zei-

tung uns so schnell eine Nachricht erreichen konnte? Noch vor zwanzig Minuten war es doch noch still im Haus gewesen.

Jetzt erfuhr ich, dass nicht nur die Scheiben der jüdischen Geschäfte eingeschlagen und diese geplündert worden waren, sondern dass auch unsere Tempel, unsere Gotteshäuser brannten. Dass keine Feuerwehr kam, um das, was uns heilig ist, unsere Gotteshäuser zu schützen. Jetzt wurde mir klar, warum die Luft so schwer war, warum ich nicht hatte atmen können.

Wir hörten, dass man jüdische Männer in großer Zahl, alt und jung, aus ihren Wohnungen geholt, aus den Betten weggeschleppt und an unbekannte Orte gebracht hatte. Mein Bruder war bei uns. Aber wo war unser Vater? Eine schreckliche Ungewissheit ohne eine Möglichkeit, etwas über ihn zu erfahren. Erst vor einem Jahr hatten sich die Eltern getrennt. Noch vor einem Jahr hätten wir nicht geglaubt, dass so etwas in unserer Stadt, in unserem Land passieren kann; hätten wir es nicht für möglich gehalten, dass unsere Nachbarn zu einer solchen offenen Schandtat ihre Hände reichen oder sich umdrehen, um nichts zu sehen. Warum auch nicht – heute ist die Gelegenheit, sich an jüdischem Gut zu bereichern. Da, es lag auf der Straße.

Es vergingen mehrere Tage in Ratlosigkeit. Wie konnte man etwas in Erfahrung bringen, um zu wissen, wo unser Vater ist? Die Nachrichten, die man hörte, waren schrecklich. Zwischen Gerüchten und Wirklichkeit lebten wir in Machtlosigkeit. Doch nach Tagen der Ohnmacht kam der Vater, um uns zu sehen. Er hatte sich versteckt und war so dem Ungewissen einer Verhaftung entgangen. Seine Kleidung sah nicht aus wie früher. Er sowie sein Anzug waren zerstört. Wir wussten: Das ist der Anfang von viel Schlimmerem, was noch kommen wird.



Die Veranstaltung im Großen Saal von Schloss Bellevue, live im Fernsehen übertragen



Roland Jahn, der einst vom SED-Regime zwangsausgebürgert wurde und in der Nacht des 9. November 1989 in seine Heimat zurückkehrte

„Diktatur ist überwindbar“

Rede von Roland Jahn, Bürgerrechtler in der damaligen DDR und ehemaliger Bundesbeauftragter für die Stasi-Unterlagen, zum 9. November 1989

Es ist schon eine besondere Fügung des Schicksals, dass gleich drei wichtige Ereignisse der deutschen Geschichte mit dem 9. November verbunden sind. Gerade der 9. November in seiner vielfältigen historischen Bedeutung zeigt uns, wie wichtig es ist, dass wir uns in Deutschland der Verantwortung von Geschichte stellen, im Guten wie im Schlechten.

Der 9. November 1989, der Tag des Mauerfalls ist einer der positivsten Momente der deutschen Geschichte. Er ist unvergesslich für alle, die ihn miterlebt haben. Ein Tag voller Freude und Genugtuung, auch für mich. Noch heute, 32 Jahre danach, werden mir die Augen feucht, wenn ich die Bilder von damals sehe, wenn ich sehe, wie Menschen freudestrahlend ungehindert die Grenze zwischen Ost und West passieren, sich glücklich in den Armen liegen und ein Stück Freiheit genießen.

Ich war damals 36 Jahre alt, arbeitete als Reporter beim Sender Freies Berlin in West-Berlin und durfte diese ersten Bilder von den Grenzübergängen in dieser bedeutsamen Nacht im Ersten Deutschen Fernsehen kommentieren. Doch für mich war diese Fernsehsendung mehr als ein journalistischer Beitrag. Aufgewühlt von dem Ereignis, spürte ich ein Gefühl des Triumphes. Denn der Fall der Berliner Mauer war für mich ein Symbol für das Ende der SED-Diktatur und das Ende der deutschen Teilung. Und das, was hier an diesem 9. November 1989 geschah, hatte auch viel mit meiner eigenen Biographie zu tun. Es war ein Wendepunkt in meinem Leben. Wie in einem Kurzfilm im Schnelldurchgang flimmerten plötzlich Stationen meines Lebens in der DDR vor meinen Augen.

1962, ich war neun Jahre alt, da sah ich sie zum ersten Mal, die Mauer. Auf dem Weg an die Ostsee fuhren wir durch Berlin. Meinen Eltern fiel es sehr schwer,

mir zu erklären, warum eine Mauer und ein Todesstreifen eine Stadt teilen und die Menschen an der freien Reise hindern. In den Jahren danach, im Alltag in meiner Heimatstadt Jena spielte die Mauer auf den ersten Blick keine Rolle. Doch ihr Schatten wirkte in unser Leben hinein. Wir waren begrenzt, nicht nur im Handeln, sondern auch im Denken. Es galt, sich unterzuordnen und mitzumachen, wie es vom Staat verlangt wird, entsprechend den ideologischen Vorgaben der Sozialistischen Einheitspartei, der SED.

Und oft erlebte ich ein hartes Durchgreifen von SED, Stasi und Polizei bei meinen Freunden. Kritische Geister wurden wegen ihrer politischen Meinung verfolgt, von der Uni geworfen oder auch ins Gefängnis gesperrt. Meine Mutter meinte immer dazu: „Irgendwas Böses müssen sie doch getan haben.“ Erst als es ihrem eigenen Sohn passierte, dass er nur wegen seiner politischen Meinung verfolgt wurde, und sie mich dann 1982 im Gefängnis besuchte, begriff sie: Die DDR ist ein Unrechtsstaat, in dem die Willkür herrscht.

Nach Protesten westlicher Politiker wurde ich zwar nach sechs Monaten aus der Haft entlassen, doch nur kurze Zeit später aus der DDR ausgebürgert. Unter einem Vorwand wurde ich zum Rat der Stadt Jena bestellt; dort warteten schon Stasi und Polizei, die mich festnahmen. In Hemd und Hose, mit Knebelketten gefesselt, wurde ich zum Grenzbahnhof Probstzella gebracht. Umringt von einer Horde Stasi-Mitarbeiter, wollte ich wissen, warum diese Männer mich wie ein Stück Frachtgut gegen meinen Willen aus meiner Heimat wegbrachten. Ich fragte den Polizisten, der mich bewachte: Was würden Sie dazu sagen, wenn das hier mit Ihrem Sohn gemacht würde? Eine Antwort bekam ich nicht, stattdessen zog er die Knebelketten noch fester an. Ich konnte nur noch schreien. Gewaltsam wurde ich in einen Interzonenzug Richtung München geworfen und in den Westen abgeschoben.

Dann, im Westen, konnte ich zwar durch die Welt reisen, doch eine Einreise in die DDR war mir verboten. Und so lebte ich in West-Berlin zwar vor der Mauer und doch hinter ihr. Und spätestens, als mir meine Mutter mit tränenerstickter Stimme am Telefon sagte, „man hat uns unseren Sohn gestohlen“, wusste ich, die Freiheit des Westens ist nur eine halbe Freiheit, solange diese Mauer steht.

Sechs Jahre und fünf Monate sind nach meiner gewaltsamen Abschiebung aus meiner Heimat vergangen, bis die Mauer fiel. Der 9. November 1989 wurde zu einem ganz persönlichen Glückstag für mich und meine Familie. Als unsere Fernsehsendung zu Ende war, machte ich mich auf den Weg nach Jena, nach Hause zu meinen Eltern. Den unzähligen Menschen entgegen, die in dieser Nacht am Berliner Grenzübergang Invalidenstraße von Ost nach West strömten, ging ich den umgekehrten Weg von West nach Ost.

Ob Ost oder West, es gibt viele, oft sehr verschiedene Geschichten von Menschen, die erzählt werden können. Es waren Hunderte, die an der innerdeutschen Grenze erschossen wurden, es waren Zehntausende, die in politischer Haft saßen, und es waren Hunderttausende, die ihre Heimat Richtung Westen verließen. Die Erinnerung an sie alle ist besonders an einem Tag wie heute angebracht. Die Erinnerung an das geschehene Unrecht verdeutlicht die positive Bedeutung des 9. November 1989 für die deutsche Geschichte.

Und eines gilt es besonders zu betonen: Der Mauerfall, das Ende der SED-Diktatur war kein Geschenk des Himmels und auch kein Verdienst von SED-Funktionären oder Stasi-Grenzoffizieren, sondern das Ergebnis einer Friedlichen Revolution von couragierten Menschen im Osten Deutschlands. Es waren wenige mutige Bürgerinnen und Bürger, die vorangegangen sind, die sich ein Stück Freiheit nahmen und dem SED-Regime die Stirn zeigten, schon als noch die Mehrzahl der Menschen ihr Bekenntnis zu Staat und Partei abgaben. Am Ende waren es dann Zehntausende, die ihre Angst überwandten und mit ihren Demonstrationen in der ganzen DDR der Friedlichen Revolution zum Erfolg verhalfen. All diese Menschen verdienen unseren Dank.

Die Erinnerung an die Friedliche Revolution 1989 und an den Mauerfall am 9. November sind Signale in die Welt, die Menschen Mut machen können. Diktatur ist überwindbar, dies ist das Hoffnungszeichen aus Deutschland auch nach Belarus, China oder Kuba. Und die Erinnerung an diese erfolgreiche deutsche Revolution ist auch eine Botschaft an die nächsten Generationen. Sie heißt: Freiheit und Menschenrechte sind keine Selbstverständlichkeiten, sondern Errungenschaften, die es zu schätzen und zu schützen gilt.



Film mit Stellungnahmen von sechs Persönlichkeiten dazu, was ihnen der 9. November heute bedeutet

Gedanken zum 9. November

Film mit Beiträgen von Nilam Farooq, Navid Kermani, Josef Schuster, Rita Süßmuth, Katharina Thalbach und Marina Weisband

Katharina Thalbach: Meistens ist der November in Deutschland grau. Aber der 9. November 1848, der verfinsterte sich noch mehr, denn die Märzrevolution scheiterte. Und 1923 gab es den Hitler-Ludendorff-Putsch. Schrecklich! Aber ganz finster wurde der 9. November, wirklich finster und schamhaft, 1938.

Josef Schuster: Der 9. November ist für mich vor allen Dingen der Tag des Gedenkens an die Pogrome 1938. Solidarität war nicht zu erkennen. Keine Unterstützung von außen, kaum Zivilcourage.

Marina Weisband: Die Reichspogromnacht war der Moment, wo für eine kritische Masse aus Worten Taten wurden. Es war das Zerschlagen der Fassade der Zivilisation.

Rita Süßmuth: Für mich ist dieser wichtige Tag, der 9. November, mit seinen unterschiedlichen Ausprägungen – Gewalt, Vernichtung, Selbstermächtigung, Überheblichkeit – lebensprägend geworden.

Katharina Thalbach: Gott sei Dank gab es den 9. November 1918, denn da klappte die Novemberrevolution, und wir hatten endlich eine deutsche Republik und Demokratie. Ein Lichtstrahl im November! Aber richtig schön wurde es 1989.

Nilam Farooq: Ich selber wurde nur einige Wochen vor dem Mauerfall in dieser Stadt geboren, und ich kenne und liebe mein Berlin eigentlich nur als vereintes. Und obwohl es mich noch gar nicht richtig gab, weiß ich aber trotzdem, dass ein Leben in der Demokratie nicht selbstverständlich ist.



Katharina Thalbach
Schauspielerin

Josef Schuster
Präsident des Zentralrats der Juden
in Deutschland



Marina Weisband
Publizistin

Rita Süßmuth
ehemalige Bundestagspräsidentin



Nilam Farooq
Schauspielerin

Navid Kermani
Schriftsteller und Publizist



Josef Schuster: Es bedeutet, dass wir achten müssen, dass niemand wegen seiner Hautfarbe, wegen seiner Religion, wegen seiner Herkunft, seiner Weltanschauung oder seiner sexuellen Orientierung ausgegrenzt oder sogar verfolgt wird.

Marina Weisband: Dieser eine Tag erinnert uns beständig daran, dass in allen Worten das Potenzial zu Taten steckt. Es ist mehr als ein historisches Ereignis. Es ist ein immerwährendes Mahnmal.

Josef Schuster: Es bedeutet, die Stimme zu erheben, wenn so etwas passiert. Es bedeutet, Zivilcourage zu zeigen.

Navid Kermani: Ich kann mir ein großsprecherisches Deutschland gar nicht mehr vorstellen – jedenfalls möchte ich es mir nicht mehr vorstellen. Deutschland, die Bundesrepublik hat für mich ihren Charakter und auch ihre Größe in der Gebrochenheit.

Rita Süßmuth: Das wünsche ich allen nachwachsenden Generationen, dass sie nicht vergessen, wie lang der Weg zur Demokratie war.

Nilam Farooq: Und deswegen, glaube ich, ist es total an unserer jungen Generation, dieses Er kämpfte zu verteidigen. Damit wir das freie Leben, das ich so sehr genieße und wofür ich so dankbar bin, einfach in unserer Realität behalten.

Navid Kermani: Dieser Tag in seinem Schrecken, aber auch in seiner Hoffnung und in seinem Glück, dieser Tag verkörpert für mich das heutige Deutschland.

Rita Süßmuth: Möge er in keinem Jahr vergessen werden, weil er für unser Selbstgefühl und Selbstbewusstsein entscheidend ist.

Einen Mitschnitt der Veranstaltung finden Sie unter
www.bundespraesident.de/Gedenken-Neunter-November
oder indem Sie den QR-Code scannen.



Impressum

Herausgeber
Bundespräsidialamt
Presse- und Öffentlichkeitsarbeit
Spreeweg 1
10557 Berlin
www.bundespraesident.de

Redaktion

Dr. Heiko Holste, Imke Sommer
Die Reden sind redaktionell bearbeitet wiedergegeben.

Bildnachweis

Presse- und Informationsamt der Bundesregierung,
Steffen Kugler (Titel, Seiten 5, 6, 10, 13, 14, 17, 19, 20, 24)

IntoVR, Clemens Hirmke (Seite 26 Farooq, Kermani, Schuster, Süsmuth,
Thalbach), Markus Kowalski (Seite 26 Weisband)

© akg-images für „Berliner stürmen Mauer 9.11.1989“ (Seiten 5, 19, 20)

© akg-images/Hans Asemissen für „Novemberpogrome 1938, Synagoge von
Bielefeld“ (Seiten 5, 17, 19)

© bpk/Kunstabibliothek, SMB, Photothek Willy Römer/Willy Römer für
„Philipp Scheidemann an einem Fenster der Reichskanzlei“ (Seiten 5, 19)

© VG Bild-Kunst, Bonn 2021, für das Werk von Gotthard Graubner:
„Begegnungen“, 1988 (Seite 19)

Lektorat

Franziska Nauck, Frankfurt am Main

Satz & Gestaltung

hei design, Berlin

Druck

Spree Druck Berlin GmbH

Berlin, November 2021